

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie

Herausgeber: Verband Schweizerischer Vereine für Pilzkunde

Band: 43 (1965)

Heft: 6

Artikel: Das Attentat gegen uns selbst

Autor: Weber, F.C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-937442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Attentat gegen uns selbst

Von F. C. Weber, Winterthur

Früher oder später, aber gewiß immer, wird sich die Natur an allem Tun der Menschen rächen, das wider sie selbst ist. Heinrich Pestalozzi

Das Problem «Die Beziehung des heutigen Menschen zur Natur» wird immer aktueller. – Uns ist die Tatsache viel zuwenig bewußt, daß unser «Sein oder Nichtsein» von der Pflanzenwelt abhängt. Die Pflanze existierte schon lange vor dem Menschen und wird wahrscheinlich auch nach ihm noch sein. Wäre auch der Mensch der Photosynthese fähig, das heißt, könnte auch er organische Stoffe aufbauen, so wäre das Welternährungsproblem schlagartig gelöst. Wäre durch die Mikroflora kein Fäulnisprozeß möglich, so würde unsere Erde ein stinkendes Leichenfeld, worin wiederum jegliches Leben erloschen müßte. Auch in bezug auf das Alter geht die Pflanze als Sieger hervor. Der Mensch kann 100 Jahre leben, das Alter der Grannenkiefer (*Pinus aristata* Engelm.) wird auf 3500 Jahre geschätzt.

In der Natur ist vieles miteinander verkettet, was oberflächlich betrachtet nicht erkennbar ist. Es gibt aber kein Lebewesen, das ohne andere existieren könnte. Die Lebensvorgänge sind auf Gedeih und Verderb miteinander verknüpft. Seltener tritt die Lebensgemeinschaft so ausgeprägt in Erscheinung wie im Leben des Waldes. In Gemeinschaft wachsen, trotz ihrer Mannigfaltigkeit, Moose, Farne, Pilze, Blumen, Bäume, mit all den Waldtieren heran. Ein Wesen dient dem andern zur Nahrung. Wir stehen einem beständigen Kreislauf der Stoffe gegenüber. Alles, was niederfällt, geht durch die Leiber der bodenumpflügenden Mäuse, Käfer, Würmer, Tausendfüßler und Milliarden von Mikroorganismen. Der Wald erneuert sich ohne Unterlaß aus seinem Erdreich, das die Geschöpfe zum Leben entläßt und im Tode wieder aufnimmt. Das natürliche Bodenleben des freien Waldes wird dadurch erhalten, daß als Dünger nur das hineinkommt, was sein Leben auf ihm hervorbrachte. Das allein ergibt lebendige und richtig gedüngte Erde, in welcher der Aufbau gesunder und leistungsfähiger Wesen erfolgen kann.

Verschiedene Pilze sind beim organischen Abbau im Erdreich beteiligt. Viele sind den Baumwurzeln bei der Aufnahme von Nahrung aus dem Humus behilflich, andere verbinden sich mit den Wurzeln höherer Pflanzen, um gegenseitig Stoffe auszutauschen. Dieses «Miteinander» von Wurzel und Pilz nennt man Mykorrhiza. Ähnlich verhält es sich mit den Wurzeln der Leguminosen, die dicht mit sogenannten Knöllchenbakterien besetzt sind. Auch das ist eine nutzbringende Wechselbeziehung zwischen Wirtsorganismus und Fremdbesiedler. Der Wirt stellt seinem Symbionten Nahrungsstoffe zur Verfügung, während dieser hochwertige Vitamine und Stickstoff zurückgibt.

Flechten sind Doppelwesen aus heterotrophen Pilzen und autotrophen Algen. Durch diese Verschmelzung ist eine neue Einheit, eine Ganzheit höherer Ordnung entstanden. Das Reich der Flechten (Lichenes) umfaßt ungefähr 16 000 Arten.

Die Schicksalsgemeinschaft zwischen Blütenpflanzen und Bienen ist eines der schönsten Beispiele innigster Verflechtung allen Lebens. Auch zwischen der Vogel- und Pflanzenwelt bestehen typische Lebensgemeinschaften. Während die Pflanze

dem Tier Nahrung anbietet, sorgt dasselbe für die Verbreitung der Pflanze. Es ist in einzelnen Fällen bewiesen, daß erst durch das Passieren des Darms die Keimfähigkeit des Samens gewährleistet ist. In diesem Zusammenhang ist es nicht minder interessant, daß Drosseln die lebensgefährlich giftigen Tollkirschen (*Atropa belladonna L.*) ohne Schaden fressen.

Schließlich kommt dem Wald die wichtige Aufgabe der Luftfiltrierung zu. Er ist die «Lunge» unserer Städte. Der Wald als Wasserregulator ist für Mensch und Tier äußerst lebenswichtig. Dabei erweist sich sein Boden als besonders aufnahmefähig und durchlässig. Eine weitere Aufgabe, die die Natur dem Walde überbunden hat, ist der Schutz gegen Wind, Unwetter und Lawinen. Der Forst dient aber auch dem Menschen selbst. Er ist nicht nur ein Gesundbrunnen für den Körper, sondern ebenso für den Geist. Wir erholen uns in seinen stillen Hallen, wo wir die belebende, sauerstoff- und ozonreiche Luft einatmen dürfen. Wir freuen uns an den im Wind rauschenden Blättern und am vorbeihuschenden Wild. Wir wandern durch einsame Täler und atmen den Duft der Tannen ein. Das läßt uns besinnlich und bescheiden werden und erfüllt uns mit Ehrfurcht vor der Erhabenheit der Schöpfung. In dieser Oase unverfälschten Lebens findet unsere Seele noch ein Asyl. Der Wald muß mit allen Mitteln geschützt und erhalten werden, er ist Wohlfahrts-, Schutz- und Nutzwald. Die Lebensgemeinschaft des Waldes zeigt uns die Vielseitigkeit des Lebens, der wir unbedingt Rechnung tragen müssen.

Auch in unserem Körper herrschen Gleichgewichtsgesetze. Unsere Schleimhaut-, Haut- und Darmbakterien sind am bekanntesten. Letztere bilden einen Verband für sich, in welchem Kräfte und Gegenkräfte wirksam sind. Diese lebensnotwendige Bakterienflora liefert uns Wirkstoffe, die wir für die Aufrechterhaltung unserer Gesundheit unbedingt benötigen. Was ist unser Familien- und Völkerleben anderes als eine Lebensgemeinschaft? Der einzelne Mensch ist nichts ohne die Gemeinschaft, er muß sich in die Gesellschaft einfügen.

Unwillkürlich stellt sich die Frage: Darf der Mensch die vielen Lebensgemeinschaften mit ihrem gesetzmäßigen biologischen Ablauf zerstören, und warum tut er das? Seit dem letzten Jahrhundert nimmt materielles Denken immer mehr überhand. Die Naturgesetze werden ausschließlich nach ihrer Auswertbarkeit bewertet. Der heutige Mensch hört nur noch den Ruf: «Macht euch die Erde untertan!» Wir vergessen, daß uns der Schöpfungsbericht auch die Pflicht auferlegt, die Natur zu behüten, zu schützen und ihr zu dienen. Wir haben verstanden, uns die Natur dienstbar zu machen, und lohnen es ihr mit Mißbrauch und Schändung. In Selbstverblendung wollen wir nicht merken, daß wir ein Attentat gegen uns selbst verüben. Die Zivilisation droht zum Opfer ihrer eigenen Errungenschaften zu werden.

Soll man sich wundern, wenn Flüsse zu stinkenden Schmutzkanälen, die Erde chemisch und radioaktiv verseucht, und die Städte immer mehr zu Lärm- und Gaskammern werden? Entwaldungen haben vielfach Überschwemmungen zur Folge, welche schlußendlich in Flusskorrekturen endigen. Die Flusssohlen tiefen sich dann ein und der Grundwasserspiegel sinkt, die Erdoberfläche vertrocknet. Flora und Fauna verarmen. In diesem Zusammenhang muß als abschreckendes Beispiel Nordamerika erwähnt werden. Durch die Ausbeutung der unermeßlichen Waldgebiete haben die Amerikaner den Stürmen und der Versteppung Tür und Tor geöffnet. Heute müssen sie Milliarden von Dollar aufwenden, um behelfsmäßig

die angerichteten Schäden einzudämmen. Waldbau ist eben nicht Getreidebau, bei dem alles auf einmal abgehackt werden kann. Waldbau ist eine biologisch gebundene Technik, die alle Eingriffe dem Wesen und dem Lebenslauf anpassen muß. Glücklicherweise ist im schweizerischen Forstgesetz der Grundsatz verankert, daß der Waldbestand nicht vermindert werden darf.

Bei der chemischen Düngung und Insektenbekämpfung wird ein unabsehbares Heer von lebenswichtigen Kleinlebewesen mitvernichtet, und die menschliche Nahrung wird mit Giftstoffen verseucht. Der Mißbrauch synthetischer Präparate beraubt uns der unentbehrlichen Mitarbeit der Bakterien, die als Vitaminproduzenten natürliche Gegner der Krankheitserreger sind. Diese Erkenntnis wirkt bei steigendem Konsum starker Antibiotika alarmierend. Jenen Kräften, die Selbstreinigung und Selbstheilung verbürgen, entzieht man aber mehr und mehr die Möglichkeit der Entfaltung. Durch unseren Dilettantismus gegenüber der Natur stehen wir einem wahren «Circulus vitiosus» gegenüber. Wenn wir großenwahnsinnig gewordenen Menschen glauben, den Schöpfungsplan zu unserem vermeintlichen Nutzen ändern zu können, dann muß es zu katastrophalen Veränderungen kommen. Aber statt daß man vorher auf die Warner gehört hätte, ließ man den Dingen ihren Lauf, bis auf den verschiedensten Gebieten Schäden offenkundig wurden. Man prüft die rechtlichen Fragen, die sich mit der Wiedergutmachung des angerichteten Schadens stellen, und erläßt notwendige Gesetze. Dann zeigt es sich, daß hilfebringende Maßnahmen mit immensen Kosten verbunden sind. Nur zögernd ist man bereit, Millionen und nochmals Millionen aufzubringen, solange man weiterwursteln kann, ohne unsere Generation in unmittelbare Lebensgefahr zu bringen. Noch nie wie heute schien sich in gewissen Kreisen die Gesinnung breit zu machen: «Nach uns die Sintflut!»

Man wird kaum behaupten können, unsere Wissenschaft sei noch nicht soweit, um nicht die Auswirkungen von Veränderungen gegenüber der Natur zum voraus bestimmen zu können. Trotzdem begann man mit dem Betrieb von Kernreaktoren, bevor man sich Rechenschaft darüber gegeben hatte, wohin die radioaktiven Abfälle gebracht werden könnten. Ganz gleich ging es mit der Zulassung der Motorfahrzeuge und dem Bau von Industriezentren. Der «Totalausbau» unserer Elektrizitätswirtschaft geht im wesentlichen nach altem Muster weiter. Dazu kommt noch die direkte Gewässerverderbnis durch die Industrie. Der ständig steigende Wasserverbrauch bewirkt einen ebenso ständig steigenden Anfall von Abwasser. Bald sind wir soweit, daß uns das Schmutzwasser sozusagen in den Mund läuft. Was vor Jahrzehnten von weitsichtigen Naturfreunden vorausgesagt wurde, steht heute als vollendete Katastrophe vor uns. Wir werden zwangsläufig erkennen müssen, daß das Wasser nicht Rohstoff, sondern vielmehr ein Urelement allen Lebens ist. Das Wasser ist in bezug auf Qualität und Quantität ein Schicksalsfaktor der Menschheit. Kein geringerer als der verstorbene Präsident der USA, J. F. Kennedy, sagte in seiner ersten Botschaft an den Kongreß: «Auf unsere Wasserreserven, auf unsere Böden, auf unsere Wälder, auf unsere Bodenschätze stützt sich das ganze Leben unserer Gesellschaft. Wenn wir aber versäumen, diese Güter der Natur weise zu nutzen, dann werden die Sorgen nicht mehr lange ausbleiben. Versäumt man heute die Gelegenheit zum Handeln, hat man sie unter Umständen schon morgen für immer verpaßt.»

Neben allgemeiner Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit und Trägheit als Begleiterscheinungen der «Zivilisation» ist die Macht des Geldes am gefährlichsten. Die Produktion wird mit diabolischer Dynamik gefördert, ungeachtet ob zum Wohl oder Nachteil der Gesamtheit.

Zugegeben, teilweise trifftige Gründe bewegen den Menschen, der Technik immer größeren Raum zu gewähren. Die Weltbevölkerung wächst geradezu unheimlich. Der Durchschnittsbürger verdient gut und will sich «etwas leisten». Das bedingt eine noch größere Ausweitung der Industrie und demzufolge noch mehr Bedrängnis der Natur. Ist es wirklich nötig, daß immer mehr Bereiche des täglichen Lebens der Mode unterworfen werden, was zu einem wahren Verschleiß der Güter führen muß? Ob man will oder nicht, man wird in den nächsten Jahren in allen Ländern große Mittel aufwenden müssen, um zu retten, was noch zu retten ist. Wenn wir das soziale und politische Leben innerhalb der natürlichen Gesetzmäßigkeit sehen, vermögen wir auch die Erscheinungen des täglichen Lebens zu verstehen und an den richtigen Platz zu stellen.

Millionen von Menschen in den Städten haben sich des Umgangs mit Tier und Pflanze entwöhnt. Unserer «Asphaltgeneration» sind Automodelle geläufiger als die Waldbäume. Die Pädagogen stellen trotz moderner Schulhäuser fortschreitende Konzentrationsunfähigkeit und Gemütsverödung fest. Der Mensch muß wieder begreifen, was er nie hätte vergessen sollen; daß er niemals Roboter werden kann. Er bleibt immer ein lebendiges Geschöpf wie Tier und Pflanze. Von uns werden Maschinen konstruiert, welche riesige Energien erzeugen. Wir beherrschen das Land, das Wasser und die Luft. Bauten von immer gigantischeren Ausmaßen entstehen. Unser Verstand scheint unermeßlich zu sein. Etwas können wir jedoch selbst dann nicht, wenn wir tausendmal gescheiter wären; ein Samenkorn herstellen, aus dem neues Leben sprießt! Dieses unscheinbare Samenkorn weist uns den Weg, wo tote Materie aufhört und die Schöpfungskraft beginnt, von der Gellert sagte: «Wenn ich dieses Wunder fassen will, steht mir der Geist vor Ehrfurcht still.»

Sind die unbedeckten Warner des Naturschutzes nur idealistische Nörgeler, die keinen Sinn für die Erfordernisse unserer Zeit haben? Nein und abermals nein! Der Naturschutz ist alles andere als kurzsichtig und sollte mit der technischen Planung Hand in Hand gehen. Es kann aber nur ein sinnvoller Naturschutz betrieben werden, wenn wir die Kausalität der Dinge zu überblicken vermögen. Naturschutz bedeutet nicht einen Verzicht auf zivilisatorische Entfaltung und rationelle Herstellungsverfahren. Wo uns aber eine vorherige Anpassung an die neuen Verhältnisse nicht möglich ist, da werden wir sorgfältig überlegen müssen, ob diese Veränderungen nicht zu umgehen sind. Wir haben zu prüfen, ob der gleiche Zweck auf andere, vielleicht sogar kostspieligere, aber unschädlichere Weise zu erreichen ist. Wenn uns das rechtzeitig gelingt, so werden wir erst dann die Natur wirklich beherrschen. Wir werden nicht mehr ihre Gleichgewichtsgesetze zerstören, sondern uns ihrer Gesetzmäßigkeit unterwerfen.

Die nächstliegenden Aufgaben unserer hektischen Zeit sind: das Wasser sofort zu schützen, der Luftverpestung Einhalt zu gebieten, die Wildnis draußen zu bewahren und den Dschungel in den Städten zu beseitigen.

Die Technik ist an und für sich weder gut noch böse. Es wäre gewiß falsch, wenn wir die Forderung stellen wollten: Fort mit der Technik! Ganz ohne Technik

kommen wir heute nicht mehr aus, aber noch viel weniger ohne die Natur! Der Mensch darf die Natur nicht verlieren, da er sich sonst selbst verliert. Er muß selber ein Stück Natur bleiben, dem Ganzen angehören, in ihm atmen, wachsen und reifen. Nur so folgt er seiner Bestimmung und nur so gewinnt er das ganze Leben.

Der «Berliner» Riesen-Träuschling, ein champignonähnlicher, züchterbarer Pilz

Rotbräunlicher Riesen-Träuschling, Stropharia rugosoannulata Farlow ex Murrill 1922 (= Stropharia ferrii Bres. 1928)

Von Bruno Hennig, Berlin-Südende

Die Riesen-Träuschlinge waren bisher wenig bekannt, wurden nur selten gefunden und wurden als giftverdächtig angesehen.

Um so mehr Erstaunen hat das Vorkommen eines Riesen-Träuschlings in großen Mengen in der Umgebung von Berlin hervorgerufen, der sich leicht züchten läßt.

Dieser Träuschling wächst auf einem 400×400 Meter großen Platz, auf dem im Herbst eine größere Zahl von Kartoffelmieten alljährlich errichtet werden. Das Stroh wird in jedem Frühjahr weggeworfen oder aufgeschichtet und ist vom Myzel des Träuschlings schon seit Jahren durchsponnen. An manchen Tagen konnten dort von August bis Oktober, bis zum Beginn des Frostes, etwa 20 Pfund Pilze geerntet werden, darunter gewaltige Brocken bis 500 g schwer, 26 cm breit und 20 cm hoch.

Diese Pilze werden von Arbeitern als Champignons seit mehreren Jahren gesammelt und gegessen.

Ich habe in diesem Jahr eine große Anzahl dieser Träuschlinge verzehrt, ungefähr sechs Gerichte, ohne irgendwelche Nebenwirkungen, und ich dürfte wohl der einzige Pilzfreund sein, der sie bisher zu Versuchszwecken gegessen hat. Damit ist einwandfrei bewiesen, daß der Pilz keine Giftstoffe enthält, wenn man mir nicht andichten will, daß ich immun gegen Giftpilze sei. Ich esse ja in jedem Frühjahr mit größtem Behagen mehrere Gerichte der Frühjahrs- oder Giftlorchel und im Herbst gebratene Krempplinge und habe in meinem Leben schon viele Fliegenpilzgerichte verzehrt. Selbstverständlich «cum grano salis» nach Entgiftung und richtiger Zubereitung.

So war auch der Genuß der «Berliner» Riesen-Träuschlinge kein Problem. Die Oberhaut wurde allerdings abgezogen, was bei den großen Pilzen sehr gut ging, die kurzen Blätter vom Hutfleisch abgetrennt; sie gaben dem Spülwasser ein tintenblaues Aussehen. Das Spülwasser wurde zum Übergießen von verrottetem Stroh im Garten benutzt.

Nun sei zunächst ein Steckbrief des Pilzes gegeben:

Hut: Ganz jung graubraun oder schmutzig gelbbraun, bald schön rotbraun bis kastanienrot mit violettlichem Einschlag, also mehr oder weniger «rotweinfarben», bald ausbleichend zu Ledergrau bis Ockergelblich, trocken bis leicht schmierig, aber schnell abtrocknend, nie schleimig, nach Aufschirmung und Auslassen trocken und etwas glänzend, zuerst glatt, mitunter am Scheitel mit deutlicher dunkel-violetter Punktierung, gebildet von festgewachsenen, schleimigen Wärzchen, kaum von echten Schuppen, bei älteren, trockenen Exemplaren mit mehr oder weniger Radialfasern und kleinschuppiger Felderung auf der gesamten Hutoberfläche, nicht gerieft oder gefurcht, aber oft eingewachsen faserig, geflammt, erst